

Stephanie Klein

Das Lebenszeugnis als Glaubenszeugnis

♦ Wie wird Glaube heute noch gelebt und bezeugt? Die Pastoraltheologin Stephanie Klein hat vor allem in zahlreichen narrativen Interviews einen aufschlussreichen Einblick in den Wandel des gelebten Glaubens gewonnen. In fünf Thesen greift sie besonders hervorstechende Aspekte auf und zieht konsequent und anregend die Schlussfolgerungen für ein diesen Veränderungen entsprechendes pastorales Handeln der Kirche. (Redaktion)

Anmerkungen zum Wandel gelebten Glaubens in der spätmodernen Gesellschaft

Der Glaube wird nicht nur gesagt, sondern vor allem wird er gelebt. Sonst ist das, was gesagt wird, nicht glaubwürdig. Da sich das Leben in der spätmodernen Gesellschaft rapid wandelt, verändert sich auch der gelebte Glaube. In diesem Beitrag wird es darum gehen, einige dieser konkreten Veränderungen des gelebten Glaubens unter dem Aspekt der Verkündigung in den Blick zu nehmen.

In der lehramtlichen Verkündigung und in der Theologie ist die Bedeutung des gelebten Glaubenszeugnisses immer wieder hervorgehoben worden, wenn auch in einer eher allgemeinen Form, welche die konkreten situativen Ausformungen und Herausforderungen nicht erkennen lassen. Das II. Vatikanische Konzil betont, dass die Kirche in der heutigen Gesellschaft durch das Glaubenszeugnis der Gläubigen präsent ist und wirkt, besonders dort, „wo die

Kirche nur durch sie das Salz der Erde werden kann. So ist jeder Laie kraft der ihm geschenkten Gaben zugleich Zeuge und lebendiges Werkzeug der Sendung der Kirche selbst“¹. Durch das Zeugnis des ganzen Lebens machen die Laien „Christus, der in seinen Gläubigen lebt, sichtbar“². Ganz in dieser Linie betont Papst Paul VI. in dem Apostolischen Schreiben *Evangelii nuntiandi* die „vorrangige Bedeutung des gelebten Zeugnisses“³, zu dem alle Christen aufgerufen sind. „Verkündigung muss vor allem durch ein Zeugnis erfolgen. ... Durch dieses Zeugnis ohne Worte wecken die Christen in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unwiderstehliche Fragen“⁴. Das Zeugnis des Leben werde früher oder später dann auch durch das Wort verkündet werden müssen.

Aus systematisch-theologischer Sicht hat Johann Baptist Metz das Erinnern, das Erzählen und das solidarische Handeln als fundamentale Kategorien der christlichen Praxis herausgearbeitet,⁵ Edmund Arens die Glaubensverkündigung als Bekennen

¹ Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* 33; vgl. ebd. 35.

² Dekret über das Laienapostolat *Apostolicam actuositatem*, 16.

³ Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben über die Evangelisierung der Welt von heute *Evangelii nuntiandi*, 21, vgl. ebd., 41 und 76.

⁴ Ebd., 21.

⁵ Vgl. Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentalthologie, Mainz 1977.

und Bezeugen in seiner kommunikativen Struktur entfaltet.⁶ Wenn nun das gelebte Glaubenszeugnis theologisch eine fundamentale Kategorie der christlichen Praxis ist, stellen sich die Fragen nach der konkreten Praxis: Wie wird es in der heutigen Gesellschaft konkret gelebt? Welche Bedeutung hat es heute für die Glaubensverkündigung? Welche Unterstützung benötigen die Menschen, um ihren Glauben zu leben?

Diesen Fragen soll im Folgenden in einer ersten Annäherung und ohne einen umfassenden Anspruch nachgegangen werden. Grundlage sind Erkenntnisse aus der Soziologie und der empirischen Praktischen Theologie. Vor allem stütze ich mich auf eine Reihe von biografischen Interviews mit älteren und jüngeren Menschen, die Einblicke in konkrete Formen der gelebten Glaubenszeugnisse heute geben.⁷

Die ungesehenen Glaubenszeugnisse im gesellschaftlichen Alltag

These 1: Das gelebte Glaubenszeugnis hat sich aus den kirchlichen Strukturen und Milieus in den gesellschaftlichen Raum verlagert. Dort wird es von der Kirche aber kaum noch wahrgenommen und als kirchliches Handeln identifiziert. Dadurch wird es zugleich den Gläubigen erschwert, ihr

Handeln als ein kirchliches Handeln zu begreifen und zu benennen.

Ging man früher davon aus, dass die Menschen ihren Glauben in kirchlichen Strukturen und in kirchlichen Milieus leben, so hat sich hier ein Wandel vollzogen. Viele Menschen leben ihren Glauben an vielfältigen Orten in der Gesellschaft: in ihren Berufen, in ihrem gesellschaftspolitischen Engagement, in ihren Familien; sie leben ihn in vielfältiger Weise im zwischenmenschlichen Alltag, indem sie sich anderer Menschen annehmen, sie trösten, sie besuchen und pflegen oder in schwierigen Lebenssituationen begleiten. Viele Menschen sehen in den gesellschaftlichen Verhältnissen die zentralen Herausforderungen für ihr christliches Handeln; zudem finden viele in den demokratischen Strukturen humanitärer Organisationen bessere Rahmenbedingungen als in den hierarchisch verfassten Institutionen der Kirche, um ihren Glauben engagiert zu leben.⁸

Kaum wahrgenommen wird, welche Vielfalt an Solidaritätsleistungen viele Menschen in familiären Zusammenhängen erbringen, beispielsweise in Bezug auf die Pflege von älteren Menschen, die Pflegschaft von fremden Kindern, die Sorge um behinderte Menschen usw. Die Hilfe Gebenden verstehen diese Leistungen

⁶ Vgl. Edmund Arens, *Christopraxis. Grundzüge theologischer Handlungstheorie*, Freiburg i. Br. u.a. 1992, 131–147. Er unterscheidet auf der Basis des biblischen Befundes zwischen kerygmatisch-missionarischem, diakonischem, prophetischem und pathischem Bezeugen sowie zwischen gottesdienstlichem, lehrendem und situativem Bekennen.

⁷ Diese biografisch orientierten narrativen Interviews wurden in den letzten Jahren im Rahmen von Forschungsseminaren und Forschungsaufträgen gesammelt. Die Auswahl ist eher zufällig, die Frage nach dem Lebenszeugnis ist in biografischen Interviews, die nach der Entwicklung des Glaubens fragen, aber immer präsent. Im Vergleich zwischen Interviews mit älteren und mit jüngeren Menschen zeigen sich Wandlungsprozesse des Glaubens.

⁸ So geht eine Reihe von Solidaritätsgruppen den Weg vom Innenraum kirchlicher Institutionen nach außen in die Gesellschaft hinein. Vgl. hierzu: Franz Nuscheler / Karl Gabriel / Sabine Keller / Monika Treber, *Christliche Dritte-Welt-Gruppen. Praxis und Selbstverständnis*, Mainz 1995, 415–418.

durchaus häufig als einen Ausdruck ihres Glaubens. So nennen einige Frauen in den Interviews auf die Frage, was sie aus ihrem Glauben heraus tun, als Erstes die Pflege der Eltern.

Die Kirche könnte die Gläubigen in ihrem gelebten Zeugnis unterstützen, würde sie deren vielfach ungesehenen Tätigkeiten stärker wahrnehmen, würdigen, dem kirchlichen Handeln zurechnen und in das Selbstverständnis der Kirche integrieren. Die fehlende Integration des alltäglichen Lebenszeugnisses in das Selbstverständnis der Kirche macht es den Gläubigen schwer, ihr Handeln selbst nicht nur als ein christliches, sondern auch als ein kirchliches zu begreifen. Oftmals fehlen ihnen zudem die angemessenen Worte, um ihr Handeln als christlich zu bezeichnen und ausdrücklich Rechenschaft über dessen Grund zu geben.⁹ Die Sprache der Liturgie, der lehramtlichen Schreiben oder der theologische Reflexionen ist jeweils mit einem eigenen Wortschatz verbunden, der im Alltag eigentümlich anmutet und als fehl am Platz erscheint. Eine größere sprachliche Bandbreite im Bereich der kirchlichen Verkündigung wäre den Menschen in ihrem gesellschaftlichen Alltag sicherlich hilfreich; dabei geht es nicht darum, andere Sprachformen zu ersetzen, sondern darum, die Inhalte der Glaubensverkündigung auch in der heutigen Alltagssprache auszudrücken.

Der Wandel in der Glaubensverkündigung in der Familie

Als ein zentraler Ort der Glaubensverkündigung durch das gelebte Zeugnis gilt

die Familie. Seitdem die Kirche die Kinder durch ihre eigenen Institutionen immer weniger erreicht, appelliert sie zunehmend an die Eltern, sich um die Glaubenssozialisation zu bemühen. Wenn sie aber nicht die Bedingungen des Lebens der Familien in der heutigen Gesellschaft wahrnimmt und auf sie reagiert, werden diese Appelle ins Leere laufen. Denn in der Familie hat sich ein grundlegender Wandel der Sozialisation vollzogen, der auch das Glaubenszeugnis und die Weitergabe des Glaubens betrifft.

Ich möchte auf zwei Aspekte hier näher eingehen: zum einen auf den Wandel des Erziehungsstils und der Umgangsformen in der Familie, der Auswirkungen auf die religiöse Sozialisation, aber auch auf die Erwartungen von Kindern und Eltern an die Kirche hat, und zum anderen auf das belastete Verhältnis der Kirche zu vielen Familien, das Auswirkungen auf die Erfahrungen hat, welche diese mit der Kirche machen.

Wandel der Erziehung und des Zusammenlebens in der Familie

These 2: Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat sich grundlegend gewandelt. Eltern erziehen nicht mehr zu Pflicht und Gehorsam, sondern zur eigenständigen Entscheidungsfähigkeit. Sie erziehen nicht mehr zur Kirchlichkeit, sondern zu eigenen religiösen Entscheidungen. Das Zusammenleben in der Familie steht unter dem Anspruch eines respektvollen, paritätischen und sich gegenseitig fördernden Umgangs miteinander. Dieser Anspruch wird auch an die Umgangsformen in der Kirche herangetragen.

⁹ Papst Paul IV. betont im Apostolischen Schreiben *Evangelii nuntiandi* nach der „vorrangige(n) Bedeutung des gelebten Zeugnisses“ (21) die „Notwendigkeit einer ausdrücklichen Verkündigung“ (22) der Botschaft.

Früher hat die Glaubensvermittlung in der Familie vor allem darin bestanden, die Kinder in die selbstverständlichen Glaubensvollzüge mit hinein zu nehmen. Über den Glauben wurde kaum gesprochen und reflektiert, er war unbefragt habituell gegeben. Die Vermittlung von Glaubensinhalten geschah vor allem in der kirchlichen Katechese und in den Gottesdiensten, zu denen die Familien – und zwar auch jene Familien, die der Kirche distanziert gegenüber standen – die Kinder schickten.

In der Erziehungsweise und im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat sich heute ein grundlegender Wandel vollzogen, der auch die Glaubenserziehung betrifft.¹⁰ Die Eltern nehmen für die Kinder heute weniger die Rolle von Autoritäten ein, sondern begegnen ihnen als Partner und Freunde. Sie fördern die Eigenarten und Begabungen der Familienmitglieder, begleiten sie in Lebensfragen und unterstützen die je eigene Entfaltung und Entscheidungsfindung. Den Kindern werden eigene Meinungen und eigene Interessen zugestanden. Wurden Gefühle früher vor den Kindern kaum gezeigt, so leben Eltern heute diese vor den Kindern und gestehen auch den Kindern ihre Gefühlsäußerungen zu. Konflikte werden von den Eltern nicht kraft ihrer Autorität entschieden, sondern Lösungen werden gemeinsam ausgehandelt.

Dabei hat sich auch die Art verändert, den Glauben zu leben und weiterzugeben: Die Eltern erziehen heute nicht mehr zu Glaubensgehorsam und zu Kirchlichkeit, sondern zur eigenen religiösen Entschei-

dungsfindung.¹¹ Sie erziehen heute nicht mehr so oft zu einer regelmäßigen habituellen kirchlichen Praxis, sondern verstärkt zur Auseinandersetzung mit Glaubensfragen. Wo versucht wird, das Modell der unhinterfragten religiösen Familienpraxis über Jahre gemeinsam zu praktizieren, fordern heute die Kinder die eigene Entscheidung ein oder brechen die Praxis ab, sobald sie das Elternhaus verlassen. Die Erziehung zur Selbstentfaltung scheint bei vielen nicht-religiös orientierten Eltern zugleich zu einer größeren Offenheit für spirituelle oder kirchliche Interessen ihrer Kinder zu führen; sie nehmen Angebote der Kirche, die ihre Kinder fördern, oftmals gerne wahr.¹²

An die Umgangsformen in der Gemeinde werden die gleichen Erwartungen herangetragen, wie sie in der Familie erlebt werden. Die kirchlichen MitarbeiterInnen werden als Menschen mit verschiedenen Aufgaben gesehen, nicht aber als kirchliche Autoritäten, denen Gehorsam zu leisten wäre. Es wird erwartet, dass unterschiedliche Meinungen zugelassen, geachtet und toleriert werden, dass Konflikte nicht durch Autoritätsentscheid, sondern durch Aushandeln gelöst werden, und dass die Vielfalt der Eigenheiten gesehen und gefördert wird.

Belastungen im Verhältnis von Kirche und Familie

These 3: Die Mehrzahl der Katholikinnen und Katholiken lebt in konfessionsver-

¹⁰ Vgl. Rosemarie Nave-Herz, *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*, Darmstadt 1997.

¹¹ Vgl. Ulrich Schwab, *Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen*, Stuttgart–Berlin–Köln 1995, 279.

¹² In der Religionspädagogik findet die Veränderung, Kinder als Subjekte ihrer eigenen Glaubensentfaltung zu begreifen, inzwischen Ausdruck in der Entwicklung der „Kindertheologie“, vgl. das seit 2002 erscheinende Jahrbuch für Kindertheologie, Stuttgart 2002ff.

schiedenen Familien, in denen ein Teil der Familie von der eucharistischen Mahlgemeinschaft ausgeschlossen ist, oder in Lebenszusammenhängen, die von der Kirche als „irregulär“ bezeichnet werden. Sie ziehen sich häufig aus der eucharistischen und der kirchlichen Gemeinschaft zurück und leben ihren Glauben in anderen Bereichen. Die Belastungen zwischen Kirche und Familien entfremden die Familienmitglieder der Kirche.

Das Verhältnis zwischen Kirche und vielen Familien ist belastet, und dies schlägt sich auf die Erfahrungen der Kinder von Kirche nieder. Jene Familien, von denen die Kirche als Normalfall ausgeht (nämlich kirchlich verheiratete katholische Eltern mit getauften Kindern), sind bereits in der Minderheit. Die Lebenssituation der faktischen Mehrheit der Familien wird in dem Apostolischen Schreiben *Familiaris consortio* unter der Kapitelüberschrift „Familienpastoral für schwierige Situationen“ behandelt.¹³ Die Familien werden dabei nicht primär als Subjekte ihres Glaubens, sondern als pastorales Problem wahrgenommen.

Die Belastung betrifft zunächst die konfessionsverschiedenen Ehen und deren Kinder. Solange die Familien die Erfahrung machen, dass die evangelischen Mitglieder der Familie von der eucharistischen Mahlgemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschlossen sind, werden diese Familien in einer gewissen Spannung zur katholischen Kirche stehen. Wie erleben die Kinder die Erstkommunionvorbereitung und -feier, wenn ein Elternteil von der Kommunion ausgeschlossen ist?

Noch stärker ist das Verhältnis zu jenen Familien belastet, deren Familienkonstellation Papst Johannes Paul II. in dem Apostolischen Schreiben *Familiaris consortio* als „irreguläre Situationen“ bezeichnet hat. Explizit nennt der Papst die Paare, die nur zivil getraut sind, Paare, die ohne Trauung oder vor der Ehe zusammen leben, getrennt lebende oder geschiedene Paare sowie wiederverheiratete Geschiedene.¹⁴ Heute wird durchschnittlich jede dritte und in einigen Gebieten bereits jede zweite Ehe geschieden. Viele Menschen gehen dann eine neue Beziehung ein, viele heiraten einen neuen Partner oder eine neue Partnerin.

Die Paare und Familien, deren Leben entweder als irregulär klassifiziert oder von denen ein Partner nicht an der eucharistischen Mahlgemeinschaft teilnehmen darf, werden sich in der katholischen Kirche und in der Gemeinde nicht zuhause fühlen. Tatsächlich ziehen sich diese Menschen dann oft aus dem Engagement in der Gemeinde zurück. Dies zeigt sich exemplarisch in einer Untersuchung zur ehrenamtlichen Mitarbeit in Pfarrgemeinden der Erzdiözese Bamberg. Von jenen, die sich dort ehrenamtlich engagieren, sind nur 2 % geschieden und 1 % wieder verheiratet.¹⁵ Dies weist darauf hin, dass die meisten der geschiedenen und wiederverheirateten Katholikinnen und Katholiken in der Pfarrgemeinde keinen Ort mehr für sich sehen. An der Feier der Eucharistie, von der sie ausgeschlossen sind, werden die wiederverheirateten Katholiken wohl eher selten teilnehmen. Den Kindern jener Eltern, deren Lebenssituationen die Kirche als irregulär

¹³ Vgl. Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Familiaris consortio* 77–85.

¹⁴ Vgl. ebd., 79.

¹⁵ Vgl. Margit Peras, Bestandsaufnahme. Ehrenamtliches Engagement in den Pfarrgemeinden der Erzdiözese Bamberg, in: Walter Bender (Hg.), „Ich bewege etwas“. Ehrenamtliches Engagement in der katholischen Kirche, Freiburg i. Br. 2001, 18–62, 30.

bezeichnet, vermittelt sich das belastete Verhältnis zwischen Kirche und Familie. Familien leben heute oft auch über Trennungen und Neukonstellationen hinweg in solidarischer Verbundenheit; die einzelnen Familienmitglieder nehmen sehr aufmerksam wahr, welche Erfahrungen ihre Angehörigen mit ihrer Kirche machen.

Oftmals haben Familien heute eine hohe Kompetenz entwickelt, mit Trennungen, Neuanfängen und der Akzeptanz von Familienmitgliedern aus unterschiedlichen Familienkonstellationen umzugehen; sie erwarten die gleiche Kompetenz und Akzeptanz auch von der Kirche. Es wäre ihnen hilfreich, wenn sie in der Kirche pri-

mär als Subjekte ihrer Glaubensvollzüge wahrgenommen würden und nicht primär unter dem Aspekt der Abweichung von der kirchlichen Norm.

Wahrhaftigkeit des gelebten Glaubens und die Vielfalt von Lebensweisen

These 4: Ein zentrales Kriterium auf der Suche nach dem lebensgeschichtlichen Glauben ist die Wahrhaftigkeit. Die erlebte Pluralität von Weltanschauungen und Lebensweisen ist der Glaubenssuche nicht hinderlich, im Gegenteil: Sie wird als ein produktiver Horizont für die Suche nach dem eigenen richtigen Leben und Glauben erfahren und fruchtbar gemacht. Wahrhaftigkeit und Toleranz sind zugleich zentrale Erwartungen an jene, die den Glauben verkünden.

Die *Begegnung* mit Menschen, die ihre Überzeugung wahrhaftig leben, über ihren Glauben und ihr Leben nachdenken und dadurch zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Glaubensweg anregen, ist sowohl für kirchlich sozialisierte als auch für kirchlich nicht sozialisierte Menschen von zentraler Bedeutung. Die Vielfalt von erlebten Überzeugungen und Lebensweisen wird für die Glaubensentwicklung nicht als hinderlich erfahren, sondern als produktiv und anregend.

Schien früher das geschlossene kirchliche Milieu das geeignete Umfeld zu sein, in dem der Glaube gelernt und eingeübt werden konnte, so gibt es Hinweise, dass heute die Erfahrung eines solchen homogenen Milieus nicht mehr nur förderlich wirkt und rückblickend auch als ambivalent beurteilt wird. Die Homogenität des Glaubens, wie er als Kind in kirchlichen Milieus erfahren wird, kann zur Stagna-

Weiterführende Literatur:

Die fundamentaltheologische Dimension der gelebten Glaubenspraxis haben Edmund Arens und Johann Baptist Metz dargestellt. Während Metz die Glaubenspraxis in den Kategorien Erinnern, Erzählen und Solidarität entfaltet, betont Arens die kommunikative Handlungsstruktur des Glaubens. Vgl. *Edmund Arens*, *Christopraxis. Grundzüge theologischer Handlungstheorie*, Freiburg i. Br. 1992; *Johann Baptist Metz*, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft*, Mainz 1977.

Annäherungen an den Wandel des faktisch gelebten Glaubenszeugnisses erlangen wir über empirische Zugänge. Den Wandel der Religiosität in Familien über Generationen hinweg beschreibt Ulrich Schwab. Er deckt in seiner empirischen Studie auf, wie in vielen Familien die Kirchendistanz tradiert wird und die Kinder heute nicht mehr zur Kirchlichkeit, sondern zur eigenen religiösen Entscheidung erzogen werden. *Ulrich Schwab*, *Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozess der Generationen*, Stuttgart–Berlin–Köln 1995.

tion der Glaubensentwicklung auf einem kindlichen Stand und schließlich zur Ablehnung jenes kindlichen Glaubens führen. Zur Erläuterung möchte ich hier vier Beispiele aus Interviews anführen.

Frau Langer (36 Jahre) ist in einem katholischen Milieu aufgewachsen, bricht aber mit dem Auszug aus dem Elternhaus die kirchliche Praxis ab. Sie erzählt, dass sie nicht an den Gott der biblischen Geschichten glauben kann, von dem in ihrer Jugend erzählt worden ist. Sie könne nur etwas zur Grundlage ihres Lebens machen, was ihrer Vernunft standhalten kann. „Logik brauche ich schon als Grundgerüst.“ Dabei hält sie die Existenz einer höheren Macht durchaus für möglich, aber die biblischen Geschichten und das biblische Gottesbild erscheinen ihr zu naiv.

Den zentralen Vermittlungsschritt zu einem eigenständigen reflektierten Glauben hat Frau Jahn (36 Jahre) durch die Begegnung mit Menschen erfahren, die ihre Fragen und Widerstände akzeptiert haben. Auch sie ist in katholischem Milieu aufgewachsen, rebellierte aber als Jugendliche dagegen. „Also es gab lange Auseinandersetzungen, und so zwischen zwölf und siebzehn hatte ich das Glück, dass, anders als in meiner Familie, in diesem Pfadfinderverband Menschen waren, die das (ihre Rebellion und Zweifel; S.K.) aushalten konnten. Die dabei geblieben sind zu sagen: So wie du bist, bist du richtig. ... Und das empfinde ich als großes Glück, dass ich das erleben durfte, dass ich diesen Menschen begegnen durfte.“

Frau Moser ist 21 Jahre alt; sie hat im Elternhaus keine explizit christliche Sozialisation erfahren und ihre Kenntnisse über das Christentum aus dem Religionsunterricht gewonnen. Zwei Menschen nennt sie als ausschlaggebend dafür, dass sie angefangen habe, sich mit ihrem Glauben auseinanderzusetzen: eine Schulfreundin, die

sie gefragt hat, woran sie eigentlich glaube, und mit der sie im Café dann häufiger über Glauben nachgedacht habe. „Das waren so Gespräche gewesen, die kannte ich vorher gar nicht.“ Die zweite Person ist ihr Freund mit ganz anderem Glauben, als sie dies vorher gekannt habe, und der sie darauf anspreche, woran sie eigentlich glaube. „So richtig mit dem Glauben auseinandergesetzt habe ich mich eigentlich erst, als ich kennen gelernt habe, dass es verschiedene Arten gibt, an etwas zu glauben.“ Sie selbst spricht dann ihre Eltern darauf an, was sie eigentlich glauben.

Wie hier die unterschiedlichen Begegnungen und Gespräche zum Nachdenken über den Glauben anregen und neue Gespräche mit wichtigen Personen suchen lassen, so gibt auch im folgenden Beispiel das Erleben von unterschiedlichen Lebens- und Glaubensweisen Anlass, über den eigenen Glauben nachzudenken.

Frau Helmer (27 Jahre) ist in einem katholischen Milieu aufgewachsen und bricht mit dem Auszug aus dem Elternhaus die kirchliche Praxis ab. Zugleich aber beginnt ihre Auseinandersetzung mit dem Glauben durch die Begegnung mit Menschen mit unterschiedlichen religiösen und weltanschaulichen Auffassungen und Lebensweisen. Sie lernt, mit der Vielfalt umzugehen und sie zu achten. Die Fähigkeit der Toleranz und des Respekts vor anderen führt aber nicht zu Gleichgültigkeit, vielmehr lässt sie die Erfahrung der Vielfalt nach einem eigenen Ort suchen. Dieser Ort kann für sie aber nicht mehr der unbefragt internalisierte Glaube sein, den sie sich in ihrer Jugend angeeignet hat. „Ich bin in (Studienort) auch viel toleranter geworden. Ja, es war einfach eine gesamte Entwicklung, dass ich mehr Vielfalt an Einstellungen und Lebensarten kennen gelernt hab und das interessant fand, und ja, man kriegt dann auch ein bisschen Abstand

von allem, was man vorher als normal und selbstverständlich angesehen hat und tja, muss man selber dann so raussuchen, was für einen selber es ist.“ Sie ist beeindruckt von der Ernsthaftigkeit, mit der andere Menschen über das Leben und die Welt nachdenken und sprechen. „Früher hab ich gedacht, also von meiner christlichen Seite aus, ich hatte immer das Gefühl, na ja, die Armen, die sind halt noch nicht so weit gekommen. Aber das sind Menschen, die viel nachdenken!“

Diese Beispiele machen deutlich, dass der Antrieb der Suche nach dem richtigen Leben und Glauben heute nicht der fraglos internalisierte Glaube, sondern die Auseinandersetzung mit der Vielfalt an Positionen und Lebensstilen ist.

Glaubensverkündigung und Glaubensaneignung geschehen damit immer weniger in kirchlich-strukturell planbaren Prozessen, sondern in gemeinsamen Such- und Aneignungsvorgängen. Die Gemeinden und die kirchlichen Räume können dabei eine neue Funktion bekommen als Orte solch gemeinsamer Suchprozesse. Kirchliche MitarbeiterInnen, Priester und TheologInnen werden darin als kompetente Gesprächspartner begriffen, die mit ihren Glaubensüberzeugungen und Lebensweisen einen Beitrag für die eigene Suche leisten.

Der Wandel von der Orientierung am Vorbild zur Suche nach dem eigenen Weg

These 5: Das Interesse am Vorbild, am Typos oder am Ideal ist heute abgelöst vom Interesse an den realen anderen Menschen, an ihrer Lebensgeschichte auch in ihrer Brüchigkeit. Die Menschen suchen heute einen eigenen Weg in der Begegnung und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen

Menschen, ihren Lebensweisen und Überzeugungen.

In der Tradition der Kirche spielte das Leben der Heiligen als Vorbild für die Gläubigen eine signifikante Rolle. Den Gläubigen wurde das Leben der Heiligen exemplarisch als Orientierungsmuster für die eigene Lebensgestaltung vor Augen gestellt. Heute hat sich hier ein fundamentaler Wandel vollzogen, sowohl in der Orientierungssuche der Menschen als auch in der religionspädagogischen Beurteilung von Vorbildern.

Die Menschen suchen heute nicht mehr nach typologischen oder idealen Lebensweisen, an denen sie sich orientieren könnten, auch wenn die Begeisterung von Fans nach außen hin einen falschen Anschein erwecken mag. Sie interessieren sich für die Vielfalt von unterschiedlichen Lebensweisen und Überzeugungen, für das Leben anderer Menschen, wie es ist. Darin zeigen sich ihnen Möglichkeiten, zu leben, sich zu orientieren, Probleme zu bewältigen und zu handeln. Sie verorten sich in der Vielfalt von Möglichkeiten, nicht aber, um einen geeigneten Weg nachzuahmen, sondern um einen *eigenen* Weg in der Auseinandersetzung mit den anderen Menschen zu finden. Die Menschen sind neugierig aufeinander, sie suchen Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Transparenz bei den anderen und bei sich selbst. Wo die Frage nach der Normativität nicht mehr an erster Stelle steht und damit nicht als Erstes zu einer Be- oder Verurteilung führt, kann man sich gefahrloser öffnen; man setzt sich einander aus und kann dadurch voneinander lernen und Impulse für das eigene Leben bekommen.

In dieser Vielfalt hat auch das christliche Lebenszeugnis seinen Ort. Es ist dann nicht mehr typologisches und ideales Vorbild, sondern eine ernst zu nehmende Lebensmöglichkeit, die Orientierung geben

kann, aber keinen absoluten und damit totalitären Anspruch erhebt.

In der Religionspädagogik ist das Lernen am Vorbild schon lange problematisiert worden: Als unerreichbar überlegen schmalere das Vorbild das Selbstbewusstsein, verkörpere oftmals eine Ideologie, die entmündige, und erschwere damit die Entwicklung einer autonomen Ich-Identität. Anton Bucher weist kritisch darauf hin, dass in der Religionspädagogik Vorbilder lange Zeit funktionalisiert wurden: „Generationen von Kindern wurden auf das V. (Vorbild, S. K.) des bedingungslos gehorsamen Jesusjungen in Nazareth fixiert, Generationen von Frauen auf die unterwürfige, kindlich-asexuelle Maria, was erwachsene Gläubige oft infantilisierte“¹⁶. Empirische Studien belegen den kulturellen Wandel: Während in früheren Studien Vorbilder aus Politik, Geschichte und Heldenepik noch eine Bedeutung hatten, spielen heute Vorbilder offenbar kaum noch eine Rolle. Wo – am ehesten von jüngeren Kindern – Vorbilder als relevant genannt werden, stammen sie aus dem familiären Nahbereich: Mutter, Vater, Großeltern oder ältere Geschwister. Diese Vorbilder zeichnet die unmittelbare Erfahrung mit konkreten Menschen aus. Mit steigendem Alter sinkt die Bedeutung von Vorbildern.¹⁷

Ausblick

Sprechen wir heute von dem gelebten Glaubenszeugnis, so ist es gut, das kon-

krete Leben der Menschen in der heutigen Gesellschaft und ihre Suche in den Blick zu nehmen. Dabei zeigt sich ein Wandel, der die Kirche und Theologie zu neuem Nachdenken herausfordert. Der Glaube wird an vielfältigen Orten der profanen Gesellschaft gelebt und bezeugt, und dies fordert die Kirche heraus, die Vielfalt der Glaubenszeugnisse wahrzunehmen und zu unterstützen. Die Homogenität des habituell-religiösen Glaubens ist der Vielfalt an weltanschaulichen Überzeugungen gewichen. Diese stellt aber keine Bedrohung für den kirchlichen Glauben dar, vielmehr regt sie zu einer existenziellen Auseinandersetzung mit den Fragen des Glaubens an. Wo Christinnen und Christen ihre Glaubensüberzeugung wahrhaftig leben und darüber in einer Alltagssprache zu sprechen vermögen, welche die Menschen verstehen, da geschieht Verkündigung.

Die Autorin: *Stephanie Klein, Jahrgang 1957. Studium in Würzburg, Münster und Frankfurt, Promotion in Würzburg, Habilitation in Mainz. Professorin für Pastoraltheologie an der Universität Luzern. Publikationen: Theologie und empirische Biographieforschung. Methodische Zugänge zur Lebens- und Glaubensgeschichte und ihre Bedeutung für eine erfahrungsbezogene Theologie, Stuttgart-Berlin-Köln 1994; Erkenntnis und Methode in der Praktischen Theologie, Stuttgart 2005; Gottesbilder von Mädchen. Bilder und Gespräche zur kindlichen religiösen Vorstellungswelt, Stuttgart 2000.*

¹⁶ Anton Bucher, Art. Vorbild, in: LexRP 2, Neukirchen-Vluyn 2001, 2184–2187, 2185.

¹⁷ Vgl. ebd., 2185f.